

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 53 (1982)
Heft: 6

Rubrik: Die VSA-Jahresversammlung 1982 in Basel : Symptome der verborgenen Heimatlosigkeit : Vorträge und Podiumsgespräche zum Thema "Probleme der Professionalisierung"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Symptome der verborgenen Heimatlosigkeit

Vorträge und Podiumsgespräche zum Thema «Probleme der Professionalisierung»

Im Konferenzsaal «Wien» eröffnet Vereinspräsident Theodor Stocker die VSA-Jahresversammlung 82 in Basel: «Können die Heime die an sie delegierte Aufgabe der Betreuung dadurch lösen, dass sie sich ganz oder teilweise dem «Gesetz der technischen Welt» unterordnen, welches den Fachmann und die Spezialisierung erforderlich macht?»

Aufnahmen: Bruno Bührer, Schaffhausen



H. B. Der bekannte deutsche Pädagoge *Eduard Spranger* (1882–1963) hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert vor der Gefahr einer *Verschulung* der Gesellschaft gewarnt. Diese Verschulung, welcher die Invasion der Pädagogik durch die Sozialwissenschaften entspreche, sei insbesondere dann als Gefahr riesengross, «wenn sich ein Volk gewöhnt, ... für alles und jedes Schulen oder Hochschulen einzurichten, und wenn in jedem einzelnen die Vorstellung entsteht, er habe an sich selbst mit freier Zielsetzung überhaupt nicht mehr zu arbeiten; er habe sich vielmehr einfach irgendwo 'in Arbeit zu geben', und die Schulen seien die von Gott und Obrigkeit verordneten Stätten, wo ihm von staatswegen eine Bildung und ein Können gemacht werde».

Was heisst Verberuflichung, was Professionalisierung?

Ob und inwieweit Sprangers Warnung sich inzwischen als begründet und berechtigt erwiesen habe, braucht hier nicht entschieden zu werden (persönliche Meinung des Berichterstatters: sie hat sich als berechtigt erwiesen). Hingegen ist die Feststellung unerlässlich und wohl auch nicht anzuzweifeln, dass sich auf einem – mehr oder weniger parallelen – Nebengeleise in der sogenannten *Professionalisierung* seit etwa zwei Jahrzehnten ein Vor-

«Ich fände es bedenklich», meint Marianne Dubach-Vischer, ehemalige Präsidentin des Basler Frauenvereins, wenn man die Verberuflichung und Professionalisierung so weit triebe, dass die freiwillige Mitarbeit (von Laien) nur noch unter dem Blickwinkel der Herablassung und Verachtung betrachtet würde. Unser Staat hat es nötig, dass wieder vermehrt freiwillige Arbeit geleistet wird. Ich meine, dass im Heim sehr wohl ausgebildete und nicht ausgebildete, aber versierte Leute zusammenarbeiten können.» Der Frauenverein Basel führt fünf Kinderheime und 16 Tagesheime und Kinderhorte.





Dr. Imelda Abbt, im VSA zuständig für das Kurswesen und die Fortbildung, fragt: «Welches Menschenbild prägt den Betreuer des Kindes, des Behinderten, des Betagten? Aus welchen Quellen schöpft er seine Argumente, seine Kriterien und die Beweisgründe?» Blosse Meinungen, blosse Gefühle und zeitbestimmte Lieblingsideen genügen nicht mehr. Heute geht es um Begründbares, Ausweisbares, Sinnvolles, Verantwortbares. «Damit meine ich, dass der Mensch in seiner Würde und in seiner Geheimnisshaftigkeit geachtet und respektiert werden muss. Im Gefolge der Unruhen von 1968 ist sehr viel Wert auf das Lern- und Machbare gelegt worden. Vom Rest, den keine Wissenschaft klären kann, war weit weniger die Rede. Das muss und das möchte ich jetzt einbringen, dann brauchen wir auch keine Angst zu haben vor aller Professionalisierung.»

gang abgespielt oder dass eine Tendenz an Konturen gewonnen hat, welche(r) sich mit dem, was Spranger meinte, ohne weiteres in Beziehung bringen und vergleichen lässt. Diese Tendenz, für die die Soziologie den Namen geliefert hat, zielt nicht bloss auf die Verberuflichung immer neuer Erwerbstätigkeiten ab. Zum Begriff der Professionalisierung gehört darüber hinaus, dass die berufliche Ausübung dieser Tätigkeiten durch Fachlichkeit, Spezialisierung und Wissenschaftlichkeit gesichert und durch Mindestqualifikationsnormen geschützt werden soll.

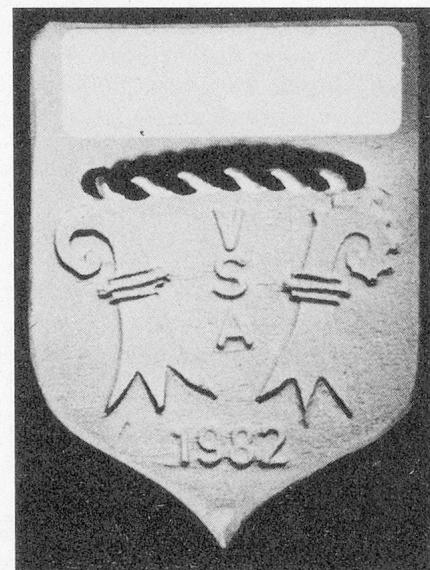
Es ist keine Frage, dass die *Verberuflichung* und der über sie hinauszielende *Professionalismus* – beides je Merkmal der säkularisierten, technisch-hochcivilisierten Welt, in der wir leben – auch das Heim, das Erziehungsheim, das Alters- und Pflegeheim, das Heim für Behinderte, nicht völlig unberührt lassen können. Ebenso wenig ist es eine Frage, dass die Professionalisierung (was immer darunter verstanden wird) den Menschen im Heim, den betreuten Bewohnern, die die zünftige Sozialarbeit «Klienten» nennt, wie den Betreuern, Probleme schafft. Die dem Thema «Probleme der Professionalisierung» gewidmete Jahresversammlung 1982 des VSA, die am 18. und 19. Mai in Basel stattfand, war in jeder Beziehung geeignet, selbst dem heimfremden Besucher und Hörer einigermaßen fassbar zu machen, wie bestürzend vielfältig diese Problematik sein und welche explosive Stadien sie in der künstlichen Gemeinschaft des Heims mitunter erreichen kann.

Festlich, interessant und überaus anregend

Man darf die Basler Veranstaltung unzweifelhaft zu den gelungenen VSA-Veranstaltungen zählen: Festlich, was den äusseren Rahmen, das Ambiente angeht, interessant, was den Ablauf und überaus anregend, was den Inhalt betrifft. Mit dem, was die Teilnehmer zu hören (und zu sehen) bekamen, werden sie sich daheim in Gedanken noch geraume Zeit zu beschäftigen haben. In diesem Zusammenhang ist denn wohl auch ein pauschales Lob und ein Wort herzlichen Dankes am Platz. Es richtet sich an die Referenten, an die Leiter und Teilnehmer(innen) der Podiumsgespräche I und II, an den Tagungsleiter, Dr. Walter Asal, an den Vorstand und die Mitglieder des

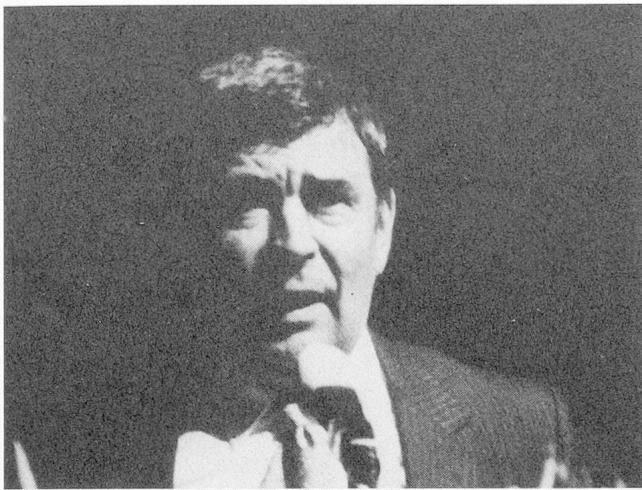


«Ich freue mich auf das Feuerwerk», sagt Tagungsleiter Dr. Walter Asal, Vorsteher des Bürgerlichen Waisenhauses Basel, bei der Ankündigung der Podiumsgespräche.



Wie ein Orden sieht's aus – das Namensschildchen, das in der «Guten Herberge» zur Erinnerung an die diesjährige Basler Tagung des VSA hergestellt worden ist.

Vereins der Heimleiter Region Basel, die für den Blumenschmuck (aus dem «Erlenhof») und für die Herstellung der originellen VSA-Ordensplakette (aus der «Guten Herberge») besorgt gewesen sind. Nicht zu vergessen die Regierung des Kantons Basel-Stadt, die den VSA-Leuten



«Basel scheint mir der Nabel Europas oder nahe bei ihm gelegen»: Regierungsrat Arnold Schneider, Vorsteher des Erziehungsdepartments, bringt die Grüsse der Kantonsregierung von Basel-Stadt.

einen Apéro offerieren und durch Regierungsrat *Arnold Schneider* ein witzsprühendes Grusswort entbieten liess. Die Mitarbeiter der Muba-Spezialdienste mit *Jo Bachofer* an der Spitze machten dem guten Ruf, den der Muba-Service geniesst, alle Ehre. An der Abendunterhaltung im Festsaal holten sich das Trio Piccolomini und die drei aus dem Jugendzirkus «Basilisk» hervorgegangenen virtuosen Jongleure den verdienten Applaus. Aber das grösste Wohlgefallen der Gäste gewannen auf der Bühne unzweifelhaft die Buben der Klosterfiechten-Band und des Bürgerlichen Waisenhauses mit ihrem heiteren Spiel.

Keine Rezepte wie aus dem Cash-and-carry-Laden

Es ist aus naheliegenden Gründen nicht möglich, in diesem zusammenfassenden Bericht den Inhalt der beiden Vorträge und der Podiumsgespräche in vollem Umfang wiederzugeben. Die Berichterstattung kann und will den VSA-Mitgliedern das Dabeigewesensein und die nur durch persönliche Teilnahme zu gewinnenden Eindrücke in keiner Weise ersetzen. Genug zu sagen, dass es kein Besucher bereuen musste, nach Basel gefahren zu sein, selbst wenn der Nutzen vordergründig nicht gleich mit Händen zu greifen war und man die Rezepte für die tägliche Arbeit nicht wie in einem Cash-and-Carry-Laden mühelos und abgepackt vom Regal nehmen konnte.

Was auffallen musste und was von vielen Teilnehmern gewiss auch registriert worden ist: Der alte, von der heute aktiven Generation der Heimleute lediglich neuerlebte «Gegensatz» von «Theorie» und «Praxis» dauert mit unverminderter Schärfe an. Es gäbe, was diesen «Gegensatz» anbelangt, nach der Basler Tagung ohne Zweifel etliches aufzuarbeiten. Die Fäden, die in den Podiumsgesprächen geknüpft und ausgelegt wurden, sollten im Interesse der Sache, um die es geht, aufgenommen und weiterverfolgt werden, sei es in Kursen oder gar an einer nächsten Jahresversammlung.

«Theorie» und «Praxis» – feindliche Brüder

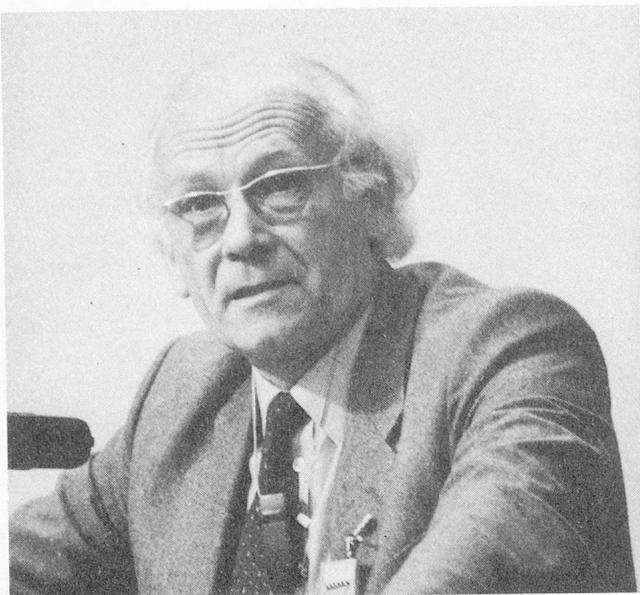
Man kommt dem Widerspruch zwischen «Theorie» und «Praxis» (der im Heim und in der Betreuung von Menschen erfahrbar ist) mit Sicherheit nicht bei, wenn man sich darauf beschränkt, von beiden Lagern mehr Gesprächsbereitschaft zu fordern, wenn man die Nerven der «Theoretiker» mit dem ewigwiederholten Postulat des nötigen Praxisbezugs strapaziert und wenn man umgekehrt den «Praktikern» stets bloss ihr «Theoriedefizit» unter die Nase reibt. Das eine und das andere ist so falsch und so richtig, wie wenn man beide zugleich vor dem wechselweisen Errichten von Feindbildern warnen zu müssen glaubt. Im Klartext: Das alles nützt (k)einen Dreck. Das Aufarbeiten müsste vielmehr mit der versuchten Besinnung und mit der Einsicht beginnen, dass «Theorie» und «Praxis» ein und dieselbe Wurzel haben. Erst die Einsicht, dass es sich um *feindliche Brüder* und um die unvermeidlicherweise beschränkte Optik feindlicher Brüder handle, könnte die Schärfe des Widerspruchs, aber auch die relative Blindheit beider Lager erklärlich machen. Leider scheint das Bedürfnis nach derlei Einsichten hüben und drüben nicht eben gross und (vermutlich hüben) kleiner als die Rechthaberei.

Ins Zentrum weisende Fragen des Präsidenten

Die Heime in der heutigen technischen Welt – wie können sie ihren Auftrag erfüllen, wie sollen sie unter den Bedingungen dieser Zeit bloss bestehen? Bereits im Eröffnungswort stellte Vereinspräsident *Theodor Stocker* die zwei folgenden, ins Zentrum weisenden Fragen, auf die er sich eine Antwort erhoffte:



Mustermesse Basel, 19. Mai – VSA-Jahresversammlung 1982, zweiter Tag: Die Rolltreppe bringt die Tagungsteilnehmer in «höhere Sphären» ...



Professor Heinrich Tuggener, profunder Kenner der Probleme der Heimerziehung und in früheren Jahren als Heimlehrer in Riehen tätig, bedient sich in seinem Vortrag einer «Fiktion und futuristischen Anekdote». Eine Professionalisierung im Bereich des gesamten Sozialwesens hielte er für sinnvoll, nicht aber eine solche allein im Heimwesen. In der Diskussion erinnert er daran, dass die Heime bis nach dem Zweiten Weltkrieg «von den Lehrern gelebt» haben. Bei den vielen Maturanden, die es heute gibt, liegt für die Heime dort «vielleicht die Personalreserve von morgen»! «Auf sie würde ich nicht verzichten, selbst wenn dabei ein Sprung über den eigenen Schatten nötig wäre».

1. Können die Heime die an sie delegierte Aufgabe der Betreuung dadurch lösen, dass sie sich ganz oder teilweise dem «Gesetz der technischen Welt» unterordnen, welches den Fachmann und die Spezialisierung erforderlich macht? Wie sollen sie sich diesem «Gesetz» unterordnen, wenn und solange die Betreuung etwas Ganzheitliches bleiben und nicht desintegrierende Wirkungen haben soll, weil die Betreuten doch Menschen sind und nicht blos Gegenstände?
2. Wie müssen die Betreuer als Menschen beschaffen sein, wenn sie ihrer Aufgabe unter dem Aspekt der Fachlichkeit gewachsen sein sollen, ohne deswegen zum routinierten und resignierten Profi zu werden?

Prof. Dr. Heinrich Tuggener, Inhaber des Lehrstuhls für Sozialpädagogik an der Universität Zürich, gab eine imponierende erste Antwort, die voll und ganz in diese technisch-hochzivilisierte Welt passt. Er erwies sich dabei (einmal mehr) als versierter, exakt denkender, präzis formulierender Wissenschaftler und zugleich als Diplomat hoher Schule. Das nüchterne Geschäft der Begriffsklärung wurde immer wieder mit «Scherz, Ironie und tieferer Bedeutung» verbunden.

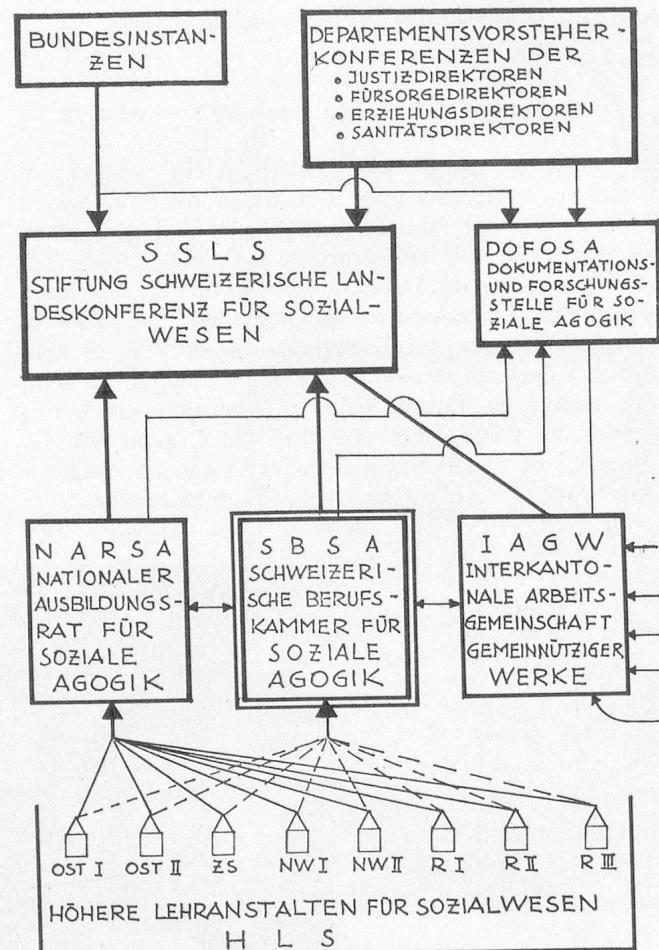
XY im Szenarium der vollendeten Professionalisierung

Zunächst unterschied Tuggener zwischen *Verberuflichung* und *Professionalisierung* (als Prozess und als Zustand). Mit Schmunzeln konnte man alsdann seiner Beschreibung des Szenariums der vollzogenen Professionalisierung und

innerhalb dieser Szene der Beschreibung der fiktiven Karriere des Agogen XY folgen, dem nach absolviertem Grundausbildung an der HLS-Ost I und nach abgelieferter Diplomarbeit von der Schweizerischen Berufskammer für soziale Agogik (SBSA) und vom Nationalen Ausbildungsrat für soziale Agogik (NARSA) das Fachdiplom für institutionelle Agogik verliehen wird.

Am Muster dieser fiktiven Karriere wurden fünf zentrale und vier weitere Merkmale der Professionalisierung entwickelt, welche es verdienen, hier genau festgehalten zu werden:

- 1 Lange Spezialausbildung mit systematisch-theoretischem Akzent
- 2 Verpflichtung auf berufsethischen Kodex
- 3 Einheitliche Standesorganisation
- 4 Dienst am (definierten) Gemeinwohl
- 5 Altruistische Gesinnung mit elitärem Zug
- 6 Steuerung der Nachwuchspolitik (dosierte Verknappung)
- 7 Anerkannte Fachkompetenz als Experte
- 8 Gewährleistete Laufbahnplanung
- 9 «*Esprit de corps*» und kollegiale Solidarität, gemeinsame Fachsprache



Dieses Instanzen-Diagramm des von Professor Tuggener entworfenen Szenariums zeigt, wie der Bereich des schweizerischen Sozialwesens im Zustand der vollzogenen Professionalisierung organisiert sein könnte.



Es gehe darum, die Betreuung zu vermenschlichen, sagen die einen, statt die Verberuflichung zu forcieren; es gehe darum, die Menschlichkeit zu verberuflichen, sagen die andern – und, wie erwartet: einmal mehr wird viel vom (vermeintlichen) Widerspruch zwischen «Theorie» und «Praxis» gesprochen. In den Podiumsgesprächen I und II wirken Vertreter(innen) aller Heimtypen mit. Oberes Bild, von links nach rechts: Ruth Beusch-Neukomm, Flawil (Hauswirtschaft), Dr. Fitzgerald Crain, Basel (Psychologe), Rösli-Wolf-Signer, Schaffhausen (Schulschwester, Alters- und Pflegeheim), Hans Kunz, Rorschach (Heimerzieherschule), Judith Zimmermann-Solenthaler, Zürich (Altersheimleiterin), Gesprächsleiter A. Schneider, Marianne Dubach-Vischer, Basel, frühere Präsidentin des Frauenvereins (Trägerschaft), Heidi Tootill-Amrein, Pfeffingen (Heimerzieherin), Andres Bühler, Kehrsatz (Leiter eines Schulheims für Mädchen). Unteres Bild: Albrik Lüthy, Bern (Sektionschef BSV), Brigitte Licciano, Kriens-Luzern (Heimerzieherin), Stadtrat Max Hess, Schaffhausen (Trägerschaft), Christian Bärtschi, Bern (Leiter eines Heimes für Geistigbehinderte), Dr. Andrea Baechtold, Bern (Sektionschef Bundesamt für Justiz), Gesprächsleiter F. Müller, Dr. Imelda Abbt (Leiterin der Fortbildung VSA), Gerhard Schaffner, Reinach (Psychologe, früher Leiter des «Erlenhofs»), Claire Somm-Mäder, Weinfelden (Schulleiterin, Pflegeheim), Theodor Stocker, Küschnacht (Altersheimleiter).



Tuggener sieht den ganzen Bereich der Sozialpädagogik (mit Einschluss des Heimwesens) als Expansionsgebiet für bestehende oder neue Professionen. Die Fragestellung «Professionalisierung im Heim?» hält er hingegen für gefährlich und für falsch, weil sie zu einer unerwünschten «Versäulung» im Gesamtgebiet des Sozialwesens beitragen könnte. Ein «übergreifendes», das gesamte Sozialwesen umfassendes Professionalisierungsmodell jedoch wird von ihm anscheinend bejaht, welches sich auf freiwilliger Basis mit Hilfe des «kooperativen Föderalismus» (Furger) realisieren liesse. Mein Einwand hiergegen, mit Verlaub: Mit der Realisierung dieses Modells wäre die *Kartellierung* des Sozialwesens vermutlich perfekt – der Himmel möge uns davor bewahren! Es ist eine Erfahrungstatsache, dass, wo Kartelle entstehen, die Kosten steigen und die Leistungen sinken.

Kreuzfeuerwerk in den Podiumsgesprächen I und II

In den auf den Vortrag Tuggener folgenden Podiumsgesprächen (die auf Band aufgenommen worden sind und später im Wortlaut abgedruckt werden sollen) ging es vor allem um die Frage, ob und inwieweit in unserer technischen Welt, die so entschieden zum wissenschaftlich gesicherten Professionalismus und zur Spezialisierung tendiert, die zunehmend geforderte Fachlichkeit des Betreuers im Heim diesen in Konflikt bringe mit der ebenfalls zunehmend von ihm verlangten mitmenschlichen Zuwendung zum Betreuten, mit seinem Engagement und mit seiner beruflichen Motivation. Während das erste Gespräch, von Regierungsrat Arnold Schneider (Ehrenmitglied des VSA) souverän geleitet, darauf angelegt war, bestehende Spannungsverhältnisse und kontroverse



Arnold Schneider, Ehrenmitglied des VSA und früher dessen Präsident, leitet souverän das Podiumsgespräch I. «Ich hätte weniger Hemmungen, vor 1000 Lehrer hinzutreten», erklärt er, als vor die Mitglieder des VSA, die in den 16 Jahren, seit ich nicht mehr im Heim tätig bin, soviel gescheiter geworden sind, soviel mehr Berufserfahrung gewonnen, sich dermassen professionalisiert haben, dass ich sie fast nicht mehr erkennen kann. Professor Tuggener hat uns in liebenswürdiger Art seinen Vortrag zum voraus zugestellt. Beim ersten Lesen des Textes habe ich mir überlegt: Meint er es ernst oder macht er viel Spass? Beim zweiten Lesen habe ich mir sagen müssen: Du bist älter geworden ...»

Standpunkte sichtbar werden zu lassen, hatte sich Gesprächsleiter *Fritz Müller* (Vizepräsident des VSA) mit seiner Crew im zweiten Gespräch mehr um den akzeptablen Kompromiss, um vermittelnde, konstruktive Lösungen zu kümmern. Beiden Gesprächsrunden hatte Professor Tuggener seinen Vortragstext zum voraus zur Verfügung gestellt und damit den Teilnehmern hinreichend Gesprächsstoff geliefert. In beiden Runden sassen Vertreter(innen) sämtlicher Heimtypen der Trägerschaften.



Fritz Müller, Vorsteher der Vormundschaftsbehörde Basel-Stadt und Vizepräsident des VSA, leitet das Podiumsgespräch II. «Arbeit im sozialen Feld», sagt er einleitend, «kann ohne Beachtung der gesellschaftlichen Bezüge und Spannungsfelder gar nicht ausreichend wirksam sein. Wir müssen uns davor hüten, fachlich oder standespolitisch motivierte Nabelschau zu betreiben.»

Hochmut und Wehleidigkeit der Diplomierten?

Im Sinne des geflügelten Worts «Höflich in der Form, aber hart in der Sache» prallten, wie gewünscht und erwartet, die gegensätzlichen Ansichten und Meinungen mitunter hart aufeinander. Hauptstreitpunkt, in ungezählten Variationen – ebenfalls wie erwartet: der Widerspruch zwischen «Theorie» (Ausbildung) und «Praxis» (im Heim). Mehr oder weniger einig war man sich hüben und drüben noch im Befund, dass die Verberuflichung in den meisten Heimen heute eine Realität sei, was die einen mit einem gewissen Bedauern feststellten, weil die Verberuflichung den Aspekt der Berufung viel zuwenig berücksichtige, während die andern freilich erwiderten, Verberuflichung und Ausbildung bräuchten sich ja nicht ausschliesslich um den Intellekt als den Kern herumzuentwickeln. Von einer Altersheimleiterin wurde die Verberuflichung zwar bejaht, den freiheitsfeindlichen Professionalismus aber im gleichen Zug scharf abgelehnt. Vom Hochmut der Diplomierten gegenüber den Nichtdiplomierten war die Rede, von ihrer Wehleidigkeit und von



Was sollen sie von der Professionalisierung halten? Die Ordensfrauen lassen sich von derlei Fragen nicht erschüttern. Links im Bild: Heidi Tootill und Andres Bühler vor ihrem «Auftritt» im Podiumsgespräch I.

der wachsenden Neigung, bei gewissen weniger attraktiven Arbeiten und Posten im Heim sich für viel zu gut zu halten. Es gehe darum, die Betreuung zu vermenschlichen, sagten die einen, statt die Verberuflichung zu fördern; es gehe darum, sagten die andern, die Menschlichkeit zu verberuflichen – es sei ein Unding, den Idealismus (des Anfängers) gegen die Routine und die Fachkompetenz des Profis auszuspielen. Als Mehrheitsmeinung setzte sich jedoch durch, oft genug stiegen die jungen Leute beiderlei Geschlechts voll Idealismus und «mit runden Köpfen» in die Ausbildung ein und schlössen diese nach einigen Jahren ernüchtert, «mit eckigen Köpfen», ab. Trotz oder gerade wegen der Ausbildung des Personals habe sich die Heimleitung heute fast ausschliesslich mit den Kümmernissen der Mitarbeiter(innen) herumzuschlagen, wogegen der betreute Heimbewohner häufig zurückstehen müsse. Dass in diesem Kreuzfeuer der Vertreter der Ausbildungsstätten bisweilen einen schweren Stand hatte, muss wohl kaum besonders unterstrichen werden.

VSA-Büchermarkt in der Mustermesse: Frau Ursula Schnurrenberger (links im Bild) lässt gern viel Geld ins Kässeli fallen.



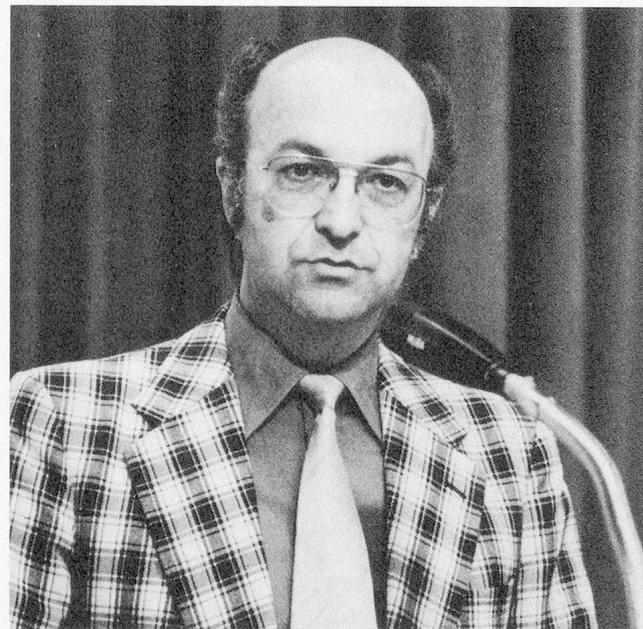
Fachkompetenz muss sich in der Arbeit zeigen

Der Zürcher Heilpädagoge (und Verfasser des im VSA-Verlag erschienenen Buchs «Geistigbehinderte-Eltern-Betreuer») Prof. Dr. Hermann Siegenthaler, dem als zweitem Referenten die Aufgabe zufiel, zum Abschluss gewissermassen das Fazit zu ziehen, ging das Professionalisierungsthema nicht (wie Tuggener) vorwiegend von der formalen, sondern mehr von der inhaltlichen Seite her an, obwohl er sich immer wieder auf die im Zukunftsszenario beschriebene Musterkarriere des XY, dipl. Agoge CAH, bezog. Für Siegenthaler ist die Professionalisierung, die er bejaht, nicht das Ziel einer Ausbildung mit Diplomabschluss, sondern ein *lebenslanger Prozess*, in dem ein Mensch drinstehet; verstanden wird sie als andauerndes

Bemühen des Betreuers im Heim, seine Tätigkeit auf den jeweiligen Stand wissenschaftlicher Erkenntnisse zu bringen, um dadurch seine berufliche Kompetenz zu erhöhen. Diese erhöhte Kompetenz, die in einem Akt psychischer Integration immer wieder der Persönlichkeit des Betreuers einverleibt werden muss, hat sich nicht im erworbenen Titel, sondern in der *Qualität der Arbeit* und in einer neuen (lernbaren) Art der Zuwendung zum Betreuten zu zeigen.

Vier Hinweise: Was ist bisher falsch gelaufen?

Zwar ein Befürworter der Professionalisierung solcher Art, glaubt Siegenthaler allerdings, in den bisherigen Professionalisierungsbestrebungen müsse verschiedenes «falsch gelaufen» sein. Da der für ein sicheres Urteil erforderliche Zeitraum des Überblicks noch zu knapp sei, erklärte er, wolle er sich zum Beweis mit vier *tendenziellen Hinweisen* begnügen. Erster Hinweis: In der ungestümen Forderung nach Fachlichkeit und Wissenschaftlichkeit (der ein gewandeltes Verständnis von Betreuung zu Grunde liegen könnte) signalisiere sich nicht blass das tiefe Bedürfnis des Betreuers, ernster genommen und mehr respektiert zu werden als früher, sondern unübersehbar auch sein Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit, welch beides er – nach dem Verlust der religiösen Heilsgewissheit – in säkularisierter Form zum Beispiel in der von Tuggener beschriebenen Berufskammer zu finden hoffe. Als Signale des gesteigerten Sicherheitsbedürfnisses werden Fachlichkeit und Wissenschaftlichkeit zugleich zu Symptomen einer tiefgreifenden und verborgenen Heimatlosigkeit. Als Symptome dieser Heimatlosigkeit sind sie beide, Fachlichkeit und Wissenschaftlichkeit, den vielen evangelikalen Erweckungsbewegungen der heutigen Zeit in verblüffendem Masse ähnlich.



Professor Hermann Siegenthaler, Verfasser des im VSA-Verlag erschienenen Buches «Geistigbehinderte – Eltern – Betreuer», sieht in der Professionalisierung nicht das Ziel einer Ausbildung mit Diplomabschluss, sondern einen lebenslangen Prozess zur Erhöhung der beruflichen Kompetenz des Betreuers. Diese Kompetenz, die in die Persönlichkeit integriert werden muss, hat sich nicht in einem erworbenen Titel, sondern in der Qualität der Arbeit zu zeigen.

Herrschaftsverhältnis in der Betreuung

Zweiter Hinweis: Fachlichkeit und Wissenschaftlichkeit haben es immer mit objektivierten, vom Individuell-Persönlichen und von der konkreten Situation abgetrennten, verallgemeinerten und abstrakten *Annahmen* zu tun.



Auf gewinnende Art gratuliert Anita Witt (rechts im Bild) den in Basel anwesenden neuen Veteranen Elisabeth Reinhard (Zürich), H. Fridrich mit Frau (Wädenswil) und H. Blaser mit Frau (Zofingen), die neben den guten Wünschen des Vorstandes VSA auch noch ein kleines Buch als Erinnerungsgabe in Empfang nehmen können.

Gerade diese Tatsache, die nicht integriert ist, scheint der Professionalismus im Bereich der sozialen Berufe vergessen zu haben. Statt um echte Einverleibung, bemühte er sich um die Entwicklung vieler Techniken und Methoden. Auf die individuelle und persönliche Not eines Menschen gibt er allgemeingültige, entpersönlichte, zum «Fall» passende Antworten und hat immer gleich ein Paket von Massnahmen und Methoden zur Hand. Dass die Ausbildung genau in der Richtung verläuft, lässt sich mit einem Zitat aus der Enzyklopädie der sozialen Arbeit von 1971 belegen: «Heute wird die Ausbildung des Sozialarbeiters depersonalisiert, und es wird mehr Wert darauf gelegt, dass die Kandidaten eine möglichst breite Skala von Methoden zu beherrschen lernen.» In dem Wort «beherrschen» zeigt sich, dass es im Verhältnis von Betreuer und Betreutem nicht um ein Geschehen zwischen... geht, sondern dass es sich um ein reines Herrschaftsverhältnis handelt.

Wenn ein Organismus zur Organisation wird

Dritter Hinweis: Der Zug zur Professionalisierung erstreckt sich nicht nur auf Human- und Sozialwissenschaften, sondern auch, und zwar zunehmend, auf die Betriebswissenschaften. In allen Heimen sind in den letzten

Jahren betriebliche Strukturänderungen erfolgt, die zu einer «differenzierten Handhabung des Planbaren» geführt haben. So entstanden überall Arbeitspläne, Pflichtenhefte, Organigramme, Reglemente und Aufgabenbeschreibungen. Auch in dieser Hinsicht scheinen wir noch lange nicht am Ende der Entwicklung zu stehen. Von den strukturellen Festschreibungen ist aber dasselbe zu sagen wie von den wissenschaftlichen Erkenntnissen: Sie leben nicht aus sich selbst, ihr Sinn und ihre Bedeutung kommen nicht aus ihnen selbst. Sie müssen vom Menschen getragen und von ihm mit Sinn erfüllt werden. Auch hier droht in wachsendem Mass die Gefahr der Entpersönlichung und der Sinnleere. Dann wird das Heim aus einem lebendigen Organismus zur klar strukturierten Organisation, in welcher der Mitarbeiter nur als Funktionsträger eine Rolle spielt. Wo das Heim ein lebendiger Organismus bleibt, muss es von Menschen getragen werden, die mehr zu tun bereit sind als ihre klar abgegrenzte, fest umrissene und vorgeschrifte Pflicht.

Vierter Hinweis: Zu den zentralen Merkmalen des Professionalismus gehören die Spezialisierung und die schweregewichtige Theorie. Das kann jederzeit bestätigen, wer sich davon Rechenschaft gibt, wieviele Spezialisten im Lauf der letzten Jahre im Heim Einzug gehalten haben. Jeder Spezialist neigt dazu, die eigenen Fachkenntnisse zu



Festlicher Auftakt mit der Klosterfiechten-Band: Die Amateur-Musiker aus dem Buben-Heim zeigen mehr Schmiss und Rasse als die Profis, die später zum Tanz aufspielen.

überbewerten – und auch jenen Teilbereich zu überbewerten, auf den seine fachmännischen Bemühungen gerichtet sind. Zudem ist es jedem Spezialisten eigen, die von ihm betreuten Menschen («Klienten») nur unter bestimmten Umständen wieder freizugeben. Im Klartext: Oft wird unter Spezialisten im Heim um ein Kind gestritten. Und die Gefahr, dass dieses Kind von einem Spezialisten zum anderen gereicht wird und dass es gerade hierbei richtig verwahrlost, ist nachweislich gross.

«Wir stehen vor dem Verlust der Ganzheit»

In den vier tendenziellen Merkmalen der bisherigen Professionalisierungsbestrebungen vermutet Siegenthaler zu Recht Erscheinungen verborgener, tief unter der Oberfläche liegender Kräfte, die unvermutet da und dort hervorbrechen können. Was diese Kräfte anbelangt, sagt er in Basel wörtlich: «Wir stehen vor dem Verlust der Ganzheit.» Wir stehen vor dem Verlust einer ganzheitlichen Einstellung. Und hinter diesem Verlust steckt «der Verlust eines ganzheitlichen Menschenbildes». In gleicher Weise steckt dahinter auch die Tendenz, «sich allein an das Machbare, das Planbare, das wissenschaftlich (Be-)Greifbare zu halten». Wir haben uns so sehr an die genannte Tendenz verloren, dass wir heute weithin glauben, allein im Rationalen erfülle sich menschliches Leben.

Siegenthaler geht es, wie er wiederholt hervorhob, nicht darum, das Machbare, Planbare, Rationale und den Glauben an das wissenschaftlich Greifbare zu verteufeln. Der Bereich des Rationalen gehört zum Menschsein und zum Auftrag des Menschen in dieser Welt, «es liegt in ihm eine Chance – aber: auch eine Verantwortung». Doch das Vertrauen auf die Machbarkeit gründet lediglich auf einem (kleinen) Teilbereich der menschlichen Wirklichkeit. Dieses Vertrauen vergisst leicht und übersieht immer wieder, dass der Mensch mitsamt seinen Institutionen stets weit mehr ist, als was sich dem rationalen Erfassen und dem wissenschaftlichen Begreifen anbietet. «Somit wird deutlich, dass der Aspekt des Machbaren ein ganzheitliches Menschenbild bedroht» und gefährdet. «Wir stehen heute vor der Tatsache, dass die Bemühungen um die Professionalisierung auf einem Menschenbild beruhen, welches in seiner Ganzheit bedroht oder dieser Ganzheit vielmehr bereits verlustig gegangen ist.»

Leiden am Schmerz einer tiefen Ratlosigkeit

Freilich, so unterstrich Siegenthaler zugleich: Es wäre falsch, deswegen die Professionalisierung in Bausch und Bogen zu verdammten. Wir müssen uns nämlich eingestehen, dass das früher geltende Menschenbild – der Glaube an den autonomen Menschen und an die in ihm liegenden Kräfte zur Selbstheilung, wie er von der Romantik und vom Liberalismus entwickelt wurde – aus anderen Gründen erschüttert und zum Einsturz gebracht worden ist. Nur darf dieses eingestürzte Bild jetzt nicht durch den Glauben an die Machbarkeit ersetzt werden. Doch: Was soll denn an die Stelle des verlorenen Bildes gesetzt werden? «Leiden wir heute nicht an eben dieser Frage und leiden wir nicht gerade daran, dass wir kein neues, tragfähiges Menschenbild zu gewinnen vermögen?» Der Schmerz, den wir empfinden, wird vermutlich gerade



Nur immer fest die Trommel gerührt – der Tambour (aus dem Bürgerlichen Waisenhaus) ruft die VSA-Leute zum Essen, vorwärts – marsch!

dadurch verursacht, dass wir uns (vorläufig) immer blass mit der Frage nach dem Menschenbild begnügen müssen. Diese tiefreichende Ratlosigkeit in Bezug auf den Menschen bildet den schwankenden Grund, auf welchem die Professionalisierung heute und jetzt steht.

Aus der Geschichte der Menschheit geht hervor, dass Zeitepochen, deren ganzheitliches Menschenbild bedroht war, von den Zeitgenossen stets als Heimatlosigkeit und als Mangel an Geborgenheit erfahren wurden. Die Professionalisierung, die sich an das Machbare und an ihre Techniken hält, vermag unsere heutige Ratlosigkeit nicht zu überwinden, weil sie nicht in der Lage ist, dem Verlust der Ganzheit entgegenzuwirken, sondern diesen im Gegen teil noch verstärkt hat. Gerade das muss erkannt und anerkannt werden, wenn in Zukunft von ihr etwas entkrampft gesprochen werden soll. Man soll sie weder verteufeln noch in ihr eine neue Heilsbotschaft sehen wollen.

Der Mensch ist weit mehr, als was er von sich weiss

Was aber ist denn mit dem Begriff der Ganzheit gemeint? In der Regel – so Siegenthaler – versteht man darunter, zumindest in der Pädagogik und Heilpädagogik, die Dreiheit der intellektuellen, affektiven und körperlichen Seiten des Menschen. Pestalozzis Wort von «Kopf, Herz und Hand» wird hierfür oft angezogen. Zu dieser Dreiheit ist in den letzten Jahrzehnten noch die Beziehung des Menschen zu seiner gegenständlichen Umwelt und zur mitmenschlichen Welt hinzugekommen. Der Ganzheitsbegriff hat sich damit ausgeweitet. Aber immer noch



Zwei der drei virtuosen Jongleure, die aus dem Jugendzirkus «Basilisk» hervorgegangen sind, in voller Aktion.

bildet er erst die Oberfläche – jenen Teil, der dem rationalen Erfassen zugänglich ist. Wir bleiben diesem oberflächlichen Teil solange verhaftet, als wir nicht bereit sind anzuerkennen, dass der Mensch immer weit mehr ist, als er von sich weiss. Zu seiner Ganzheit gehört auch jener (viel grössere) Bereich, von dem er nicht(s) weiss, welcher sich aber erfahren lässt, wenn er, der Mensch, dafür nur offen genug ist. Anders und einfacher gesagt: «Auch das Geheimnis, das ich – mir selbst gegenüber – bin und zu dem ich in eine lebendige Beziehung treten kann, gehört zu meiner Ganzheit.» Ganzheit ist jedoch keineswegs

gleichbedeutend und identisch mit Geschlossenheit. Ganzheit im Sinne der Geschlossenheit und Harmonie hätte es ja gar nicht mehr nötig, durch andauernde Prozesse verwandelt zu werden.

Jasagen zur Unfertigkeit und Unvollkommenheit

«Es gibt», sagte Siegenthaler zum Schluss, «– wie paradox dies auch klingen mag – eine Ganzheit des Menschen, welche grundsätzlich die Unfertigkeit und Unvollkommenheit miteinschliesst oder, um es positiv auszudrücken, welche seine grundsätzliche Ergänzungsbedürftigkeit enthält». Erst sie lässt jene Offenheit zu, die dem Menschenwesen zuzuschreiben ist. Und eben auf dieser und nur auf dieser Grundlage der die Unfertigkeit miteinschliessenden Ganzheit ist es sinnvoll, Professionalisierung als lebenslangen Prozess zu verstehen. Auf dieser Grundlage kann die soziale Tätigkeit, die professionell ausgeübt wird, in die Persönlichkeit des Betreuers integriert und so verstanden werden, dass sie aus dem Gefüge des reinen Herrschaftsverhältnisses heraustritt und zu einem Geschehen zwischen Betreuer und Betreutem wird. Die Vorträge von Professor Tuggener und Professor Siegenthaler werden, wie die Podiumsgespräche, zu einem späteren Zeitpunkt ebenfalls im Fachblatt «Schweizer Heimwesen» gedruckt erscheinen.



An Stelle von Oskar Meister (Schaffhausen) als neuer Präsident der Altersheimkommission von den Delegierten einstimmig in den Vorstand gewählt: Peter Bürgi, Leiter des Pflegeheims Bärau.

Delegiertenversammlung

Von der Delegiertenversammlung, die am Nachmittag des 18. Mai stattfand, sind spektakuläre Ereignisse nicht zu melden. Jahresberichte und Jahresrechnung 1981 wurden samt Budget 1982 mit Einmут genehmigt. Ferner hiessen die Delegierten den Antrag des Vorstandes gut, die Mitgliederbeiträge für die Jahre 1983 und 1984 auf der bisherigen Höhe zu belassen. Bei vielen Enthaltungen entschied sich eine (knappe) Mehrheit dafür, dass das Projekt einer Kollektivrechtsschutzversicherung für Strafsachen nicht weiterverfolgt werden soll. An Stelle von Oskar Meister (Schaffhausen) wurde als neuer Präsident der Altersheimkommission Peter Bürgi (Bärau) einstimmig in den Vorstand gewählt. Die Jahresversammlung 1983 wird voraussichtlich im Mai in der Ostschweiz stattfinden.



Abendunterhaltung: Dr. Imelda Abbt und Vereinspräsident Th. Stocker erweisen dem Vogel Gryf (aus dem Bürgerlichen Waisenhaus) die schuldige Reverenz auf der Bühne des Festsaals.

«Unser Ziel muss heißen: Vermenschlichung»

Stadtrat Max Hess, Fürsorge- und Schulreferent, Vertreter der SP im Stadtrat von Schaffhausen, gab als Mitglied der Podiumsrunde II in Basel das folgende, von den Hörern mit Beifall quittierte Statement ab:

Ich denke mir, dass die im Saal anwesenden Heimleiterinnen und Heimleiter gern so etwas wie ein Rezept heimnehmen möchten: Wie soll ich es halten mit der Verberuflichung, bei mir selbst und bei den Mitarbeitern? Wo soll ich das Schwergewicht legen? Soll der Mitarbeiter besser ausgebildet sein oder müsste er als Grundlage eher das sogenannte gute Herz mitbringen? Ich meine und sage offen, dass der VSA diesen Tendenzen zur Verberuflichung und zum Professionalismus (wie immer man sie nennen mag) mit aller Kraft entgegenwirken sollte. Ich bin nicht einverstanden mit Herrn Dr. Baechtold, dass wir die Verberuflichung in den Heimen nun einfach als Realität und als gottgegeben hinnehmen müssten. Der Professionalismus hat viel Eigendynamik und diese kann und muss gestoppt werden. Es ist mir klar, dass die Trägerschaften aufgrund der Marktlage – wir müssen ja einfach Leute finden – oft genötigt sind, Konzessionen zu machen. Aber diese Konzessionen könnten – könnten! – eines Tages verhängnisvoll sein. Das Szenarium, in welchem Herr Professor Tuggener die Laufbahn des XY beschrieben hat, ist ja zu einem guten Teil leider schon Wirklichkeit, und ich finde es eigentlich schön und lobenswert, dass der VSA, der in jenem von Herrn Tuggener gezeigten Instanzen-Diagramm auch irgendwo aufgeführt sein müsste, durch die Wahl dieses Tagungsthemas sich selber in Frage zu stellen wagt. Der Professionalismus, das hat der Vortrag Tuggener deutlich gezeigt, dreht sich weithin im eigenen Kreis, fördert die Bürokratie, befasst sich in erster Linie mit sich selber. Wenn ich zur Verberuflichung nach einem alternativen Wort, ebenfalls mit der Vorsilbe Ver-, suchen müsste, dann würde ich sagen: Unser Ziel muss heißen *Vermenschlichung*.

Es reicht nicht aus und kann nicht genügen, wenn es uns als Fachleuten gelingt, eine gemeinsame Fachsprache zu finden. Wir müssen im Gegenteil wieder vermehrt dazu kommen, die Sprache jener Menschen zu verstehen, die



Soll der VSA den Tendenzen zur Verberuflichung und zum Professionalismus «mit aller Kraft entgegenwirken»? Stadtrat Max Hess, flankiert von Brigitte Licciano (links) und Christian Bärtschi (rechts).

unserer Obhut anvertraut sind. Alle, die im Heim und in den sozialen Berufen tätig sind, müssten eigentlich der Öffentlichkeit viel stärker bewusst zu machen suchen, worum es in diesen Berufen überhaupt geht. Dass dieser Beruf trotz allen Schwierigkeiten auch gute und schöne Erlebnisse bringt. Die Sozialarbeiter sollten endlich aufhören, der Neigung zum Selbstmitleid nachzugeben; sie sollten aufhören, sich in gegenseitigem Bedauern auf die Schultern zu klopfen und zu seufzen: «Wir sind doch armi Kärl!» Sie müssten in der Öffentlichkeit viel stärker als bisher hervorheben, dass ihre Arbeit eben auch Befriedigung bringt. Dann werden die sozialen Berufe mit der Zeit auch ein viel höheres Ansehen erlangen. Zusammengefasst möchte ich sagen: Wir müssten nicht professioneller werden, sondern durchlässiger, toleranter, und wir müssten auch wieder ein Stück weit idealistischer werden.